

che Auswirkungen politische Destabilisierungen auf die Konstruktion ‚öffentlicher‘ Personen haben, wird mit dieser Studie für das Ende des 19. Jahrhunderts in außerordentlich differenzierter Weise dargelegt.

Magdalena Drexl, Bochum

Prive Friedjung, „Wir wollten nur das Paradies auf Erden“. Die Erinnerungen einer jüdischen Kommunistin aus der Bukowina. Herausgegeben und bearbeitet von Albert Lichtblau und Sabine Jahn (= Damit es nicht verlorengeht ..., 31, hg. von Michael Mitterauer und Peter P. Kloß) Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1995, 344 S., 25 SW-Abb. und Faks. Geb., öS 298,00/DM 39,80/sfr 39,80, ISBN 3-205-98237-1.

Prive Friedjung kam 1902 als zwölftes Kind einer jüdischen Familie in der Bukowina, genauer in dem Dorf Zadowa, zur Welt. Bereits als junges Mädchen verließ sie das jüdische Shtetl und übersiedelte nach Wien. Als überzeugte Kommunistin ging sie 1934 in die Sowjetunion, von dort kehrte sie 1947 auf Wunsch der KPÖ wieder nach Wien zurück. Prive Friedjungs Erinnerungen – zum Teil von ihr selbst aufgezeichnet, großteils jedoch basierend auf Tonbandinterviews, geführt von Albert Lichtblau und bearbeitet von Sabine Jahn – veranschaulichen die dramatische Geschichte der bisher von der Forschung vernachlässigten Bukowina und ihrer Menschen, vor allem der jüdischen Bevölkerung. Wie Friedjung schilderte, basierte das Zusammenleben der unterschiedlichen ethnischen Gruppen aber kaum auf einem Miteinander, sondern eher auf gegenseitiger Abgrenzung; außer am Marktplatz gab es nur wenige Berührungspunkte (66ff). Die Mehrheit der Bewohner Zadowas sprach Ruthenisch, heute als Ukrainisch bezeichnet, ein Viertel sprach Deutsch und einige gaben Polnisch als Muttersprache an. Prive Friedjung und ihre Familie galten als Deutschsprechende, ihre Muttersprache, das Jiddische, wurde von der österreichischen Statistik ignoriert und somit für nicht existent erklärt (29).

Aus dem langen, abenteuerlichen, aber auch bitteren und entbehrungsreichen Leben Prive Friedjungs kann hier nur auf einige Stationen eingegangen werden. Bemerkenswert ist auch ihre Art des Sich-Erinnerns, wobei sie sich stark an politischen Ereignissen orientiert. Persönlichem – wie Freundschaften, Verliebtheit, Trennungen, Trauer oder Einsamkeit – kommt nur ein untergeordneter Stellenwert zu. Auch ihre Beziehungen zu Männern werden höchstens am Rande erwähnt. Wir erfahren auch kaum etwas über den Ehemann und Vater ihres Kindes, den sie in der Sowjetunion geheiratet hatte. – „Er war der Mann, der Vater meines Kindes, aber ich kann diese Seite nicht leugnen. Er war gutmütig, aber begabt bestimmt nicht“ (169), bemerkte sie fast nebenbei.

Da bisher orthodox aufgewachsene Frauen noch kaum Erinnerungen in deutscher Sprache publiziert haben, kommt Prive Friedjungs Beschreibung vom Leben im Shtetl, einer von den Nationalsozialisten brutal vernichteten Welt, ein besonderer Stellenwert zu. Einerseits kam es in den letzten Jahren zu einer gewissen Verklärung dieses Lebens, andererseits wissen

wir eigentlich sehr wenig über die Stellung von orthodoxen Frauen und Mädchen. Auch Berufsstatistiken nehmen keine Rücksicht auf das Geschlecht, obwohl viele Frauen beispielsweise eine kleine Landwirtschaft betrieben oder ein Geschäft geführt haben (36ff). Obwohl Frauen das Leben im Shtetl häufig mit Armut und vor allem mit persönlicher Einengung verbinden, erinnern sie sich auch an selbstbewußte Mütter, die für das wirtschaftliche Überleben der Familie sorgten, während sich die Männer der Religion hingaben, was ihnen im orthodoxen Judentum großes Ansehen einbrachte.¹ Auch Prive Friedjung zeichnete ein ambivalentes Bild von den Geschlechterbeziehungen im Shtetl, das von äußerst strengen religiösen Vorschriften geregelt war. Während sie ihre Großmutter und Mutter einerseits als stolze, selbstbewußte Frauen erlebte (auch ihr Großvater widmete sich hauptsächlich der Religion), die zum wirtschaftlichen Überleben der Familie wesentlich beigetragen haben, schilderte sie auch, daß männliche Gäste Frauen nicht anblicken durften und diese daher nach dem Servieren der Mahlzeit das Zimmer verlassen mußten. – „Das war unter den Frommen selbstverständlich. Der größte Ausdruck dieser Herabwürdigung der Frau ist ja die Ansicht, daß die Frau, wenn sie fromm genug ist, im Paradies der Schemel des Mannes sein wird.“ (91) Mit Distanz beschreibt sie auch die Hochzeit ihrer älteren Schwestern, die alle sehr früh und durch einen Heiratsvermittler verheiratet wurden, wobei vor allem wirtschaftliche Überlegungen eine große Rolle spielten. Während die Mutter vor ihrer Hochzeit die Haare noch ganz kurz abschneiden mußte und fortan den Kopf immer mit einem Tuch bedeckt hielt, durften die Schwestern die Haare bereits teilweise behalten und nach damaliger Mode über die Perücke kämmen (81).

Wie auch Salomea Genin am Beispiel des Lebens ihrer Mutter beschrieb, bestanden Anfang des 20. Jahrhunderts für Frauen nur wenig Möglichkeiten, ihrem vorbestimmten Leben zu entkommen. Als Genins Mutter sich weigerte, den für sie bestimmten Mann zu heiraten, wurde sie vom Vater verstoßen. Er saß für die Tochter sieben Tage Schiwa, womit er sie für tot erklärte.² Auch Prive Friedjung wollte sich nicht mehr dem Willen der Eltern fügen und sich wie eine brave jüdische Tochter verheiraten lassen, sondern als „freier Mensch hinausgehen und irgendwo Arbeit suchen“ (144). Bei ihr vollzog sich die Ablöse vom orthodoxen Judentum über die kommunistische Bewegung; von der Poale Zion, einer links-zionistischen Bewegung, gelangte sie schließlich zur kommunistischen Partei. Um mit den orthodoxen Eltern zu einer Art Kompromiß zu gelangen, führte sie ein Doppelleben; vieles, was für das traditionelle Judentum eine Gefahr dargestellt hätte, mußte zu Hause verheimlicht werden. Doch selbst als überzeugte Kommunistin glaubte sie zu ersticken, als sie das erste Mal unkoscheres – den jüdischen Speisegesetzen nicht entsprechendes – Essen zu sich nahm. Sie machte sich auch große Vorwürfe, als sie mit einem nicht-jüdischen Mann eine Beziehung einging, denn das „war die allerschrecklichste Sache für jüdische Eltern“ (166).

¹ Als eine der wenigen deutschsprachigen Autobiographien über das Shtetl aus der Sicht einer Frau vgl. Salomea Genin, Scheindl und Salomea. Von Lemberg nach Berlin, Frankfurt a. M. 1992.

² Genin, wie Anm. 1, 62.

Das Wien der zwanziger und dreißiger Jahre bedeutete für Prive Friedjung mehr oder weniger eine Zwischenstation. 1934 emigrierte sie – voll von Illusionen – in die Sowjetunion, deren Aufbauleistungen sie mit großer Begeisterung verfolgte. Das Leben im erhofften „Paradies auf Erden“ bedeutete aber bittere Armut, Hunger, Einsamkeit und vor allem auch Angst vor den Verfolgungen des stalinistischen Terrors. Die Sowjetunion ermöglichte ihr aber auch das Nachholen eines Studiums. Den Zweiten Weltkrieg verbrachte sie mit ihrem kleinen, kränklichen Sohn in bitterer Armut und Einsamkeit in einem kleinen russischen Dorf. Nach ihrer Rückkehr nach Wien mußte sie allmählich erfahren, daß von ihrer in Zadowar verbliebenen Familie niemand die Shoah überlebt hatte.

Auch nach 1945 wurde Wien für Prive Friedjung nicht zur Heimat. Obwohl sie sich dem orthodoxen Judentum entfremdet hatte, fühlte sie sich nach der Ermordung des osteuropäischen Judentums und der Zerstörung der jüdischen Shtetl, der Welt ihrer Kindheit und Jugend, endgültig heimatlos. Wie vor ihrer Emigration in die Sowjetunion, bestimmte die Partei auch jetzt weitgehend ihr Privatleben. Die Partei verhalf ihr zu einer Arbeit und sie war weiterhin fast ausschließlich mit Genoss/inn/en befreundet – Freunde gewann sie immer „auf dem Umweg des Politischen“ (278). In ihren Schilderungen verweist sie aber auch immer wieder auf die Kluft zwischen ihr, der willigen „Kleinarbeiterin“, und führenden Funktionären, zwischen der in der Bukowina sozialisierten Praktikerin und den (auch jüdischen) Wiener Intellektuellen. 1969, nach dem Einmarsch der Sowjetunion in die Tschechoslowakei, trat sie aus der KPÖ aus und flüchtete in die Welt der Musik. Gleichzeitig begann sie auch mit dem Aufzeichnen ihrer Erinnerungen, für sie ein wichtiger Schritt zur Selbstfindung. Allmählich näherte sie sich auch wieder der jiddischen Kultur an und trotz aller Assimilation verspürte sie dabei eine noch immer vorhandene starke Beziehung zum Judentum. Mit 90 Jahren wagte sie 1992 einen Besuch in Zadowar. Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie von einer ukrainischen Familie zum Essen eingeladen, ein Höhepunkt ihrer Reise. Zu Hause fragte sie sich aber, ob diese Tischgemeinschaft möglich gewesen wäre, wenn sie nach den Geschehnissen im Sommer 1941, nach den jüdisch-ukrainischen Beziehungen während des Nationalsozialismus gefragt hätte.

Schwer nachvollziehbar ist Prive Friedjungs 1983 erfolgte Rückkehr in die KPÖ, in eine Partei, die in Österreich mittlerweile völlig bedeutungslos geworden war. Weder die Zuwendung zur Musik, noch zu ihren jüdischen Wurzeln konnten ihr offenbar über ihre Heimatlosigkeit hinweghelfen. Wie sie es ausdrückte, sei die Sowjetunion noch immer dasjenige Land, mit dem sie sich am meisten verbunden fühlt, ihr „psychisches und geistiges Zentrum“. Offensichtlich konnte sie entgegen aller realen Erfahrungen ein Leben ohne Illusionen nicht akzeptieren.¹

Helga Embacher, Salzburg

1 In Österreich publizierten einige Frauen ihre Erinnerungen an das freiwillig gewählte Leben in der Sowjetunion. Obwohl häufig Opfer des Stalinismus hielten auch sie lange der KPÖ und der Sowjetunion die Treue. Vgl. Genia Quittner, *Weiter Weg nach Krasnogorsk*, Wien/München 1971; Rosa Puhm, *Eine Trennung in Gorki*, Wien 1980; Gertrude Trincher-Rutger, *Das Haus in Mias. Odyssee einer Kinderärztin*, Wien 1993.